

Frauenstimme

Nr. 24*46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

5. Dezember 1929

Die Frau in der Gewerkschaftsbewegung.

Im letzten Jahr konnte das Jahrbuch des ADGB. über einen Zuwachs an weiblichen Mitglieder berichten. Auch das Jahrbuch des ADGB., das Auskunft über das Berichtsjahr 1928 gibt, stellte die erfreuliche Tatsache fest, daß der Mitgliederzuwachs, den die einzelnen Verbände erfuhren, sich auch wieder auf die Frauen erstreckt. Nicht weniger als rund 60 000 Frauen sind neu zur Gewerkschaftsbewegung gestoßen. Auf 100 Gewerkschaftsmitglieder entfielen 1928 15,2 Frauen. Heute, d. h. 1928, waren insgesamt 712 430 Frauen gewerkschaftlich organisiert.

Im Jahre 1891 werden noch keine weiblichen Mitglieder ausgewiesen. Der erste größere Aufstieg ist im Jahre 1896 festzustellen, man zählte 15 000 weibliche Mitglieder. 1900 waren es dann 23 000. 5 Jahre später, 1905, war die weibliche Mitgliederzahl bereits auf 74 000 angewachsen. Im Jahre 1913, ein Jahr vor dem Beginn des Völkermordens, hatten 230 000 Frauen ein gewerkschaftliches Mitgliedsbuch. Die ersten Kriegsjahre brachten dann eine Minderung. 1916 war dieser Rückgang bereits wieder aufgeholt. Und 1918, bei Kriegsende, waren 423 000 Frauen gewerkschaftlich organisiert. Nun erfolgte ein riesiger Aufschwung. 1920 zählt die Gewerkschaftsbewegung nicht weniger als 1 710 000 weibliche Mitglieder. Dieser Stand blieb dann einige Jahre ungefähr erhalten. 1924 erfolgte die Abwärtsbewegung, die bis zum Jahre 1927 anhält. 1927 betrug der Bestand 650 000. 62 000 neue Mitglieder kamen aber im Jahre 1928 schon wieder hinzu. Seit 1913, seit fünfzehn Jahren, hat sich die Zahl der in den Verbänden organisierten Frauen verdreifacht, ein Fortschritt, der sich sehen lassen kann.

Ueber wieviel weibliche Mitglieder verfügten nun am Ende des Jahres 1928 die einzelnen Verbände? Die folgenden Zahlen geben darüber Aufschluß:

Bekleidungsarbeiter	38 000	Textilarbeiter	150 000
Buchbinder	39 000	Holzarbeiter	21 000
Fabrikarbeiter	104 000	Hutarbeiter	11 000
Gemeinde- u. Staatsarbeiter	40 000	Landarbeiter	17 000
Graphische Hilfsarbeiter	26 000	Metallarbeiter	70 000
Nahrungsm.- u. Getränkearb.	85 000	Tabakarbeiter	61 000
Schuhmacher	34 000	Verkehrsbund	85 000

Die übrigen 13 Verbände hatten weniger als 10 000 Frauenmitglieder. In fünf Verbänden überwoog die Zahl der weiblichen die der männlichen Mitglieder (in Jahresdurchschnittszahlen):

	Mitglieder insgesamt	davon weibliche	Prozent
Buchbinder	55 000	37 000	76,7
Graphische Hilfsarbeiter	41 000	26 000	64,5
Hutarbeiter	19 000	12 000	63,9
Tabakarbeiter	76 000	58 000	77,2
Textilarbeiter	306 000	177 000	57,9

Den höchsten Anteil an weiblichen Mitgliedern weist also der Tabakarbeiterverband mit 77,2 Proz. auf, d. h. von 100 im Tabakarbeiterverband Organisierten sind rund 77 weiblichen und 23 männlichen Geschlechts.

Der weibliche Mitgliederzuwachs von rund 60 000 im Jahr 1928 ist der intensiven Werbearbeit zu verdanken. Besonders die Verbände, die für Berufe zuständig sind, die stark mit weiblichen Arbeitnehmern durchsetzt sind, haben eine lebhafteste Agitation zur Gewinnung neuer weiblicher Mitglieder entfaltet. Zum größten Teil wurde die Werbearbeit von den bewußten, bereits in der Gewerkschaftsbewegung stehenden Frauen bewältigt.

Man kann sagen, daß alle Verbände, aber besonders die

mit starker weiblicher Mitgliederzahl, heute über einen guten Mitarbeiterstand verfügen. Leider muß das neue Jahrbuch des ADGB. feststellen, daß die von den Frauen geleitete Verbandsarbeit noch nicht die verdiente Anerkennung weder bei den Männern noch bei den Frauen findet. Sollen all die Frauen, die der Gewerkschaft noch fernstehen gewonnen werden, so ist eine noch eifrigere Mitarbeit der organisierten Frauen notwendig. Das Jahrbuch 1928 des ADGB. sagt darüber:

„Die Werbearbeit unter der noch nicht zur Gewerkschaft zählenden Schicht der Arbeiterinnen ist heute nicht weniger notwendig als früher; die gegenüber den früheren Jahrzehnten vielseitigeren Aufgaben der Gewerkschaftsbewegung erfordern aber eine intensivere Mitarbeit auch der weiblichen Gewerkschaftsmitglieder bei all ihren Arbeiten, als jetzt üblich ist. Heute fehlen Frauen selbst in Verbänden mit starker weiblicher Mitgliederzahl in den Hauptvorständen wie bei zentralen Veranstaltungen, oder sie sind dort in ganz verschwindender Minderheit vertreten. Die Zusammenführung der Gewerkschaftsvorstände und ihrer Kongresse redet eine deutliche Sprache. Auf dem letzten Gewerkschaftskongress waren unter 282 Vertretern nur 2 weibliche Delegierte. Dabei stellte eine Reihe von Verbänden mit starker weiblicher Mitgliederzahl eine so große Anzahl Delegierte, daß eine Berücksichtigung der Frauen gerade im Hinblick auf die Bedeutung einer solchen Tagung durchaus möglich gewesen wäre. Nur der Textilarbeiterverband und der Verkehrsbund hatten je eine (1) weibliche Delegierte entsandt. Der Textilarbeiterverband zählte 174 044 weibliche Mitglieder, die 57,9 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder ausmachen, und entsandte zum Gewerkschaftskongress 20 Delegierte. Der Verkehrsbund entsandte 22 Delegierte und zählt 30 553 weibliche Mitglieder, das sind 8,7 Prozent der Gesamtmitglieder. Alle übrigen Verbände entsandten nur Männer als Vertreter, obgleich 12 Verbände mehr als 10 000 weibliche Mitglieder und zusammen 150 Delegierte hatten.“

Es heißt also, daß noch mehr Frauen in den Gewerkschaftsapparat hineingenommen werden müssen. Sie sind auch mit höheren Funktionen zu betrauen, als nur mit der Mitgliederwerbung.

Wie sind die Frauen in den Körperschaften vertreten, zu denen die Gewerkschaften Vertreter entsenden? Auch hier muß gesagt werden, daß weibliche Vertreter eine seltene Erscheinung sind. Zur Illustration. Von insgesamt 10 308 Besitzern bei den Arbeitsgerichtsbehörden sind nur 187 weiblichen Geschlechts. Warum diese geringe Besetzung dieser Körperschaften mit Frauen? Im Jahrbuch heißt es darüber sehr richtig:

„Diese geringe Vertreterzahl ist nicht zuletzt auf das allgemein geltende Vorurteil zurückzuführen, daß Frauen sich nicht für derartige Aufgaben eignen. Diese Art der Einschätzung enthält der Arbeit, die geleistet werden muß, wertvolle Kräfte vor und beeinträchtigt den Erfolg der Werbearbeit unter den Frauen.“

Abgesehen von diesen Mängeln ist unsere deutsche gewerkschaftliche Frauenbewegung gut. Und wenn im nächsten Jahr wieder Bericht erstattet wird, so wird hoffentlich nicht wieder über die Zurücksetzung der Frauen, sondern nur von neuen Fortschritten der gewerkschaftlichen Frauenbewegung zu berichten sein.

Lorenz Popp.

Du schaffst dein Ebenbild.

Er wächst. Wächst zusehends. Wächst mit jedem Tage. Seine Körperhaltung strafft sich. Aufrecht ist sein Gang. Fest treten die Füße auf. Jeder Schritt besagt: „Jetzt gehe ich umher, jetzt geschieht etwas von Bedeutung. Und jetzt hebe ich die Hand und hole den schweren Gegenstand vom Tisch herunter. Ich habe Kraft und ich schlaudere den Ball weit fort, daß die Hand nachschwenkt und der Körper zurück- und in weitem Bogen wieder vorschneilt. Und das vermag ich. Und alles tue ich nun selbst. Ich wasche mich selbst und kam es ebenfogut wie die Großen. Ich brauche auch nicht mehr festgehalten und aufgepaßt zu werden. Ich kann auch allein über den Straßendamm gehen. Ich bin nun auch groß und kann alles so gut wie der Vati.“

Und das alles tut er kund durch die Tat, meist ohne Worte. Nur manchmal sagt er es. Er steht da wie der Vati, spricht in dessen Tonfall. Er gebraucht Vatis Redewendungen. Behandelt ihn liebevoll zärtlich, gönnerhaft, gibt ihm Kosenamen. Aber er befehlt auch in Vatis Ton, der keine Widerrede duldet. Spielt den Hausherrn, trifft Anordnungen und betrachtet sie als verbindlich für sämtliche Hausgenossen. Ist ehrlich empört, wenn sie dagegen handeln. Und manchmal bekommt selbst Vati einen ungnädig verweisenden, besserwisserschen, rechthaberischen Ton zu hören. Daß er erstaunt Augen und Ohren aufsperrt, um sich zu vergewissern, ob er recht gesehen und gehört hat. Wo der Junge das her hat? Natürlich vom Vater. Und spielt nicht bloß Vater,

er sieht sich als Vater, ist der Vater.

Er hat sich mit seinem Vater identifiziert, wie es die Wissenschaft nennt. Und nicht nur wie er spricht und geht und was der Vater sonst tut hat er ihm abgelauscht. Hat der Vater ein Verden, das sich sichtbar äußert oder von dem er spricht — der Kleine wird es sich aneignen und ihm darin ähnlich werden. Vaters Stimmungen und Liebhabereien, seine Zuneigungen und Abneigungen, seine Klugheit und Zweifel, seine Hoffungslosigkeit — er wird sie sich aneignen. Alles, möglichst alles wird er annehmen, denn er will wie der Vater werden. Die anderen aber und der Vater selbst, sie glauben, der Knabe sei nur von Natur ihm so sehr nachgeartet, habe all seine Eigenschaften ererbt. In Wirklichkeit wurde er nicht zum wenigsten

dessen Ebenbild, weil er sein Bild in sich aufnahm.

Wenn er es nicht vollkommen wurde, so weil noch andere um ihn her sind, die er ebenfalls in sich aufnahm, mit denen er sich gleichfalls zum Teil identifizierte: Mutter und Geschwister, Onkel und Tanten und sonst wer. Identifiziert sich das Kind vorwiegend mit der Mutter, so wird es in Wesen, Haltung und Gewohnheit ihr Ebenbild werden und nicht Vaters.

„Mein Junge hat von mir die Neigung zum Uebergeben geerbt“, erklärte eine Mutter. Sie irrte sich. Nähere Untersuchung erwies, daß der Knabe sich übergab, weil er sich mit der Mutter identifizierte, werden wollte wie sie.

Bei einem kleinen Mädchen sah ich eines Tages zum ersten Male eine bestimmte Mundbewegung der Mutter auftreten; immer häufiger zeigte sich diese Mundbewegung. Ich konnte im Laufe mehrerer Jahre verfolgen, wie Bewegungen, Urteile, Bestimmungen der Mutter immer deutlicher von dem Kinde übernommen wurden, es ihr immer ähnlicher machten und bestimmend wurden für die Wesensentwicklung des Kindes. Das Kind war stark an die Mutter gebunden. Es drückte sich aus in dem Satz, den es eines Tages, als es kaum zusammenhängend schreiben konnte, an die Wandtafel waltete: „Ich möchte mich mit meiner Muttl geküssen.“ Auch in der Einstellung zu anderen Menschen, in dem Verlangen nach der Mittelpunktstellung seiner eigenen Person paßte sich das Kind immer mehr der Mutter an.

Die Psychoanalyse erklärt die Identifizierung damit, daß der Knabe unbewußt danach strebt, die Stelle des Vaters bei der Mutter einzunehmen, das Mädchen — die Stelle der Mutter beim Vater. Dieses ursprüngliche Streben wird durch die Erziehung ins Unbewußte verdrängt, wird gewandelt in feinere Regungen der Zärtlichkeit — es wird „sublimiert“. Doch im Unbewußten lebt das Bestreben fort, das Wesen von Vater oder Mutter anzunehmen, d. h. Vater oder Mutter zu werden.

Deutsch spricht der Fünfeinhalbjährige diese Vaterstrebung aus, als ihm ein Märchen von einem kleinen Mädchen mit schönen Wächern erzählt wird: „Solche, wie Vati hat?“

Und einmal zu einer Hausgenossin: „Ich glaube, ich habe in deiner Abwesenheit mehr erbt, als du. Ich glaube, Männer erleben überhaupt mehr als Frauen.“

Der Mann ist er und dessen Urbild der Vater.

Ein andermal zur Mutter, die ihn auffordert, mit kleinen Mädchen Puppen zu spielen:

„Ich bin doch kein Mädchen. Ich bin doch ein Mann wie der Vati.“

Und eines Tages sieht er eine Stunde lang auf dem kleinen Bänkechen neben dem arbeitenden Vater, sachlich in dessen großen Maschinenbüchern blättern. Da kommt die Mutter, umarmt den Mann und küßt ihn wiederholt.

„Komme ich nun dran?“ — fragt plötzlich errötend der Kleine, indes ein halb vorwurfsvoller, halb verlegener Blick die Mutter streift. Es ist augenscheinlich — er ist eifersüchtig auf den Vater.

Durch die Uebertrogung dieses Strebens von der Person des Vaters oder der Mutter auf andere Personen kann auch eine Identifizierung mit diesen herbeigeführt werden. Bei dem erwähnten kleinen Mädchen, dessen Erzieherinnen häufig wechselten, konnte ich beobachten, wie es von jeder derselben irgendeinen Zug, irgendeine Gewohnheit angenommen hatte. Eines Tages fragte ich es, wie es über Strafe denke. Als es zur Antwort gab: „Strafe muß ja sein, ohne das geht es ja nicht“, bot es in Wortlaut, Ton und Haltung

ein getreues Abbild seiner letzten Erzieherin.

Es hatte sich mit ihr identifiziert. Die Formen und Abwandlungen der Identifizierung sind sehr mannigfaltig und kompliziert. Sie können hier nicht ausgezeigt werden. Wichtig in diesem Zusammenhang ist aber die Schlussfolgerung, die sich aus der Identifizierung für die Verantwortlichkeit der Eltern, Erzieher und sonstiger Erwachsener dem Kinde gegenüber ergibt. Sowohl in Rede und Ton, als im Tun dem Kinde, wie Erwachsenen gegenüber.

Das Kind identifiziert sich mit ihnen im Guten wie im Bösen,

im Lebensträftigen wie im Lebensunträftigen, im Lebenswertigen und Unwertigen. Kinder haben und Kinder erziehen, mit Kindern umgehen, sich in ihrer Umgebung bewegen legt die Pflicht auf, zu achten auf Tun und Lassen, Rede, Ton und Bewegung. Verpflichtet sein eigenes Fühlen und Denken zu beobachten und zu berichtigen: Damit das Kind nicht eine Wiederholung wird der den Erwachsenen anerzogenen Mängel, damit es Träger und Fortentwickler wird der Beredungsbestrebungen seiner nächsten, natürlichen, sowie bestellter Erzieher. Vor allem aber tut dem Kinde nicht, was ihr nicht wollt, daß es euch tue. Denn eines Tages kommt euch von ihm alles wieder, in Rede, Ton und Tun.

Sascha Rosenthal.

Das abgegebene Kind.

Liebe Frauenstimme!

In deiner letzten Nummer vom 20. November 1929 lese ich den Artikel „Kinder bitte abgeben“; ich bin hierüber anderer Meinung. Wie sehr würde ich es begrüßen, wenn erst alle Warenhäuser, besonders das unserer Konsumgenossenschaft eine Kinderstube besäßen. Wenn man Besorgungen machen muß, ist das Kind für die Mutter hinderlich, das Kind wird naturgemäß nervös oder ungeduldig, die Mutter auch, der Schluß ist meist, wie ich es oft beobachten konnte, ein paar Klapspe, ob gerecht oder ungerecht, spielt ja hierbei gar keine Rolle; die Mutter ist eben hier der Machtfaktor und macht sich ihrer Nervosität Luft.

Ich lenne im Augenblick nur die Kinderstube von dem Kaufhaus N. Israel und muß dir gestehen, daß ich sie nach einmaligem Besuch des öfteren für mein erst knapp zweijähriges Kind benutzen werde. Dabei mußt du nicht denken, daß ich zu meinem Mädel lieblos bin oder es gern los sein möchte. Ich stehe auf dem Standpunkt, je früher ein Kind selbstständig wird, desto mehr paßt es in unser anspruchsvolles Wirtschaftsleben. Bei den Kinderfreunden kann man auch sehr gut beobachten, daß es 12jährige Nesthäkchen gibt, und 6jährige Kerlchen, die „Inorkel“ sind. Wenn ein Kind von klein auf als selbstständiger Mensch behandelt wird, an dem die Mutter mit Pünktlichkeit ihre Pflicht erfüllt, ihm zu essen gibt, trocken legt — schlafen legt, und nicht mit dem Baby spielt; weil es so niedlich ist, dann ist sie schon vieler Sorgen entkoben. Richtet sie dem Kind dann später seine Spiel- und Ruhestunden ein, läßt ihm vor allem seine Spiele selbst suchen und wenn es Holz und Preßklohlen sind, selbst auf die Gefahr, daß es schmutzig wird, so wird es gewöhnt, mit sich etwas anfangen zu können, und uns Arbeiterfrauen ist damit geholfen, daß wir unsere Arbeit verrichten können, ohne fortwährend einen Heulaugust am Schürzenzipfel hängen zu haben; die Mutter gewinnt bestimmt durch solch korrektes Handeln beim Kinde; das Kind ist stolz auf seine Mutter und weiß sogar, daß sie immer das Beste will.

Wenn solch ein Kind nun für ein bis zwei Stunden einem Kindergarten übergeben wird, so lernt es nur noch etwas dazu, nämlich den Gemeinschaftsinn, den wir so sehr gebrauchen.

Es grüßt dich deine Genossin

M. E.

Der Bankerott der Ehe?

Möglich — sogar wahrscheinlich, daß die Versammlung, die die „Gesellschaft für Sexualreform“ unter oberstehendem Leitwort einberufen hatte, wirklich zum größten Teil aus „Ehegläubigern“ (nicht Ehegläubigen) bestand, wie Justizrat Werthauer sagte. Dann aber waren das wirklich keine bössartigen Gläubiger, und sogar bei den Konkursverwaltern war der gute Wille zu spüren, der Firma noch immer einen Rest von Reputation und Substanz zu wahren, um ihr die Fortführung des Geschäfts zu ermöglichen. Schon die erste Rednerin des Abends, Frau Margarete Kaiser, stellte ihre Ausführungen unter das Motto, daß der Bankerott der Ehe von den meisten Menschen schon lange zur Kenntnis genommen sei — wichtiger als diese sehr späte öffentliche Konstatierung aber sei der Gedanke des Neuaufbaus der Ehe. Mit diesem Wort wollte sie freilich, unabhängig von irgendeiner Sanktion des Staates, jede feilisch-geistige und körperliche Liebes- und Lebensgemeinschaft bezeichnet haben — auch Bündnisse wie die „Ehe zu Dritt“ und die Kameradschaftsehe, vorausgesetzt müsse nur werden, daß sie

mit der Absicht der Dauer, wenn auch mit der Möglichkeit der Trennung rechnet.

Voraussetzung jedes wirklichen Neuaufbaus aber sei, daß man nicht alte Inhalte in neue Gefäße schütete; und so sei die Grundlage einer solchen Eheform die Neueinstellung der psychologischen Einstellung zum Partner, der Abbau der überkommenen Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“, die Anerkennung der Eigenwertigkeit des Liebeslebens, unabhängig von der Zeugung und die freie Entfaltung der Erotik, neben denen aber der Mut zur Verantwortung und das Bewußtsein der Gemeinheitsaufgabe stehen müßten. Als zweite Rednerin sprach anstatt der verhinderten Genossin Wegscheider Frau Kläre Meier-Lugau. Sie unterstrich vor allem die soziologische Seite und Lösung des Problems. Denn die Gründe des Bankrotts der Ehe seien ja nicht in allen Schichten die gleichen: vier Probleme seien in jeder Ehe zu lösen: Das soziale Problem, die Frage des körperlichen Zusammenpassens, und der feilisch-geistigen Ergänzung wie das Problem der biologischen Eignung. Wenn auch die erste Frage scheinbar nur für das Proletariat die wichtigste sei, so müsse doch gesagt werden, daß auch die dritte sich nur nach einer Neugestaltung unseres Gesellschaftssystems lösen lasse: Denn dieser Kampf aller gegen alle verführe in jedem Menschen so viel seiner Menschlichkeit, daß es nicht verwunderlich sei, wenn auch für seine Einstellung zu seinem Liebes- und Lebenspartner der

Eigentums- und Nuthstandpunkt der maßgebende

sei. Daran ging die Ehe nach Inhalt wie nach Form bankrott. Justizrat Werthauer führte aus, die Ehe sei eine Erfindung der Menschen, zweckvoll wie alle ihre Erfindungen, nur sei bisher zu wenig untersucht worden, welcher Zweck denn dem ganzen Apparat der staatlichen Approbation und der staatlichen Privilegierung des ehelichen Geschlechtsverkehrs zugrunde liege. Mit dieser Abhängigmachung des stärksten menschlichen Triebes, des Geschlechts- triebes, von den Sanktionen der Obrigkeit habe zuerst die Kirche und nun der Staat seine Herrschaft gestützt. Durch seine Befehle schütze er den Ehemann vor Uebervorteilung, übernehme sozusagen die Garantie für die Jungfräulichkeit der Braut und die Treue der Frau — alles nur, damit der Mann die Last des Familienunterhalts und der Kinderaufzucht übernehme,

der Staat wolle sich vor allem vor der Kinderaufzucht drücken.

Die Frau als Eigenpersönlichkeit werde durch die heutige Ehe mit dem Moment der Eheschließung ausgelöscht. Aber trotzdem die Erkenntnis von den Fehlern und der Brüchigkeit der bürgerlichen Ehe so weit verbreitet sei, werde sie noch lange nicht fallen. Der Psychoanalytiker Dr. Simmel, sprach von der letzten Wurzel des meisten Eheunglücks: Der Erziehung. Vor allem sei die sexuelle Erziehung des weiblichen Geschlechts auch Schuld an der angeblichen „minderen geistigen Begabung der Frau“, denn die Verfemung dieses Gebietes gerade für die Mädchen habe

den Wissensdurst in ihnen eben in jeder Beziehung verkümmert,

es sei kein Zufall, wenn mit der gleichzeitigen und gleichartigen Aufklärung beider Geschlechter sich nun auch die geistigen Leistungen der jungen Frauengeneration heben. Wir alle sind eben Produkte der Erziehung und des Erlebens unserer ersten Kinderjahre. Die Erziehung des Kindes in der monogamen Ehe aber stelle das Kind schon in den ersten Lebensjahren vor zwei erdrückende Probleme, die von den wenigsten Menschen restlos überwunden und gelöst werden könnten: Vor die Liebe zu Mutter oder Vater und

vor den Verzicht auf dieses Liebesobjekt, sobald die Liebesempfindung sich zur Genitalempfindung wandelt. Diese feilische Arbeit des Verzichtes könnte das Kind nicht bewältigen und diese unerledigten Konflikte seien zumeist die tiefsten Gründe aller Ehe- oder Sexualstörungen. Hilfe dagegen sei nur das Wissen um uns selbst, denn nur die Triebe könnten wir beherrschen, die wir kennen. Dieses Wissen und die Fürsorge der Gesellschaft für die Kinder sei der beste Weg, um den Bankerott der Ehe zu überwinden.

Die Diskussion.

Der Fehler von Kundgebungen ist es meist, daß auf ihnen einige Prominenz ihre prominente Meinung sagen, ohne daß man — mangels Diskussion erfährt, welches Echo sie in Wirklichkeit bei ihren Zuhörern finden. Diesen Fehler vermeidet die „Liga für Mutterchutz“ in glücklicher Weise durch die Einrichtung ihrer Diskussionsabende. Und es ist schon ein beachtliches Echo, wenn sich aus einer solchen Kundgebung, wie die diesmalige über den „Bankerott der Ehe“ nach vierzehn Tagen doch über zweihundert Menschen zusammenfinden, um noch einmal für und wider die Meinungen der Referenten zu kämpfen. Selbstverständlich, daß es dabei manchmal etwas kraus zugeht: Denn hinter dem Geisteslichen, der „für die Ehe im Sinne des neuen Testaments“ eintritt, sitzt der Liebesreformer, der die Sanierung der Ehe vor allem von der Vervollkommnung der antikonzeptionellen Mittel trit, sitzt der Liebesreformer, der die Sanierung der Ehe ihrem erotischen Abwechslungsbedürfnis nachzugeben, und neben dem Ueberzeugungsfanatiker, der von seiner Frau verlangt, aus einem unzureichenden Einkommen sieben Kinder großzuziehen und so der Märtyrer seiner Ueberzeugungen zu werden, steht die enragierte Frauenrechtlerin, die nur in der Berufstätigkeit auch der verheirateten Frau die Basis für eine Sanierung der Ehe sieht. Trotzdem ist es sicherlich ein nicht unerheblicher Fortschritt, daß sich ein aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzter Kreis von Menschen im wesentlichen ruhig und ernsthaft über diese Probleme auseinandersetzt, denn bis auf die Herren Pastoren war man sich wenigstens über eines einig: Die augenblicklich bestehenden Ehegesetze sind für moderne Menschen, gleich welchen Geschlechts, eine untragbare Fessel, um so mehr, als die wenigsten Ehestandsbaten vor der Eheschließung von den wirtschaftlichen und juristischen Folgen der Ehe eine Ahnung haben — ganz zu schweigen von den biologischen, psychologischen und physiologischen Voraussetzungen einer glücklichen Ehe. Im wesentlichen bleibt darum die Sanierung der Ehe ein Problem der Gesetzgebung und der Erziehung: Befreiung des Sexus von allen künstlich errichteten Schranken, aber Sicherung der Kinder wie des wirtschaftlich Schwächeren und Erziehung der jungen Generation zu einer solchen Freiheit, die ihre Schranke nur in dem berechtigten Interesse des anderen findet, sei es nun das Interesse der Kinder oder der Frau, die gesundheitlich unter der Ehe gelitten hat oder leidet.

Weihnachtsausstellung der „Heibaudi“.

Auch in diesem Jahre lädt die „Heibaudi“ (Hauswirtschaftliche Einkaufsberatung und Auskunftsdienst der Zentrale der Berliner Hausfrauenvereine, an der Potsdamer Brücke, zu einer geschmackvoll aufgebauten kleinen Weihnachtsausstellung ein. Von den drei Abteilungen „Für sie“, „Für ihn“, „Für es“ beansprucht natürlich gemäß den Zielen der „Heibaudi“ die erste den meisten Raum. Neben Säckelchen des Deutschen Werthauses, die nur dem Schmuck der Wohnung dienen und eine gepflegte Häuslichkeit voraussetzen, sind praktische Geschenke für die Hausfrau ausgestellt. Von 20 Mark geht es abwärts bis auf rund 1 Mark, allerdings sind alle diese Geschenke, diese feuerfesten Kochgarnituren, diese Turmlocher, Gewürzdosensbehälter, Glaschüsselständer für Speisereife, Reisbüchelehen, Ekeruhren mit Ringeln, Wäscheleinen im Kasten, elektrischen Gasanzünder, Abgießkochtöpfe (mit Böchern im Deckel), Kochsiebe, Kaffeekannen mit Filtereinsatz usw., auch wenn sie an sich nicht teuer sind, nichts für Haushalte, in denen es am Elementarsten und unbedingt Nötigen fehlt. Der Besuch der Ausstellung ist aber solchen Ehemännern, herangewachsenen Kindern usw. zu empfehlen, die in erträglichsten Verhältnissen „Muttern“ etwas zur Erleichterung ihrer Hausarbeit schenken wollen. Bei der Betrachtung der Gaben „für ihn“ hat man den Eindruck, daß Rauchen und Rasieren die einzigen Lebensäußerungen männlicher Wesen sind. Sehr hübsch ist das dort in einigen Exemplaren ausgestellte Waldorff-Spielzeug, sowie die elektrische Küche und der elektrische Behrmotor für Kinder, Dinge, die jedoch bei Preisen bis zu 18 Mark nur für einen besser gefüllten Geldbeutel erschwinglich sind.

Rhizinusöl als Genußmittel.

Der Hansel sollte zum erstenmal in seinem jungen Leben Rhizinusöl einnehmen. Mir tat der arme Junge schauerhaft leid, denn Rhizinusöl gehört zu den traurigsten Erinnerungen meiner Kindertage. Wenn ich es einnehmen mußte, dann sah die Wohnung gewöhnlich wie ein Schlachtfeld aus und bis mir ein Teelöffel voll eingeflößt war, hatte Mama mindestens schon die halbe Flasche auf Schürze und Fußboden verschüttet. Sogar unser Hund kniff aus, wenn er die Flasche mit Rhizinusöl zu Gesicht bekam.

Und nun war Hansel dran! Er hatte eigentlich eine rührende Art, Medizin zu nehmen. Die erste, mit der er Bekanntheit gemacht hatte, war die bei allen Kindern beliebte „Hustenmedizin“, die das Allheilmittel bei Bronchialkatarrh ist und so wundervoll süß und feder schmeckt. Daß er die gern genommen hatte, war mir nicht weiter verwunderlich gewesen. Dann bekam er von einer Genossin mehrere Flaschen Lebertranemulsion geschenkt. Die wurde ihm als etwas besonders Feines, das ihm ganz allein gehörte, vorgestellt und er durfte das Paket allein aufmachen. Die Flaschen fanden seine uneingeschränkte Bewunderung; so ein feines Bild war drauf, ein Mann mit 1000 einem großen Fisch! Und wahrhaftig — der Junge nahm mit Vergnügen jeden Morgen seinen Köffel voll Lebertran, als ob es süße Sahne gewesen wäre!

Aber nun Rhizinusöl... Man mußte jedenfalls versuchen, es ihm möglichst mit heimlichster Güte beizubringen. Zuerst und vor allem mal wurde gar nicht lange davon geredet, etwa so in dem Ton: „Wenn du brav einnimmst, kriegst du nachher auch ein schönes Stück Schokoladentafel.“ Nein, der Herr Doktor hatte Rhizinusöl verordnet, also war es eine Medizin und mußte eingenommen werden; und außerdem war es bei uns schon ein Dogma, daß Medicinen gut schmecken — bloß der bitterböse Friedrich aus dem Struwelpeter kriegt „bittere Arznei“, aber das ist ihm erstens recht geschoben und zweitens sind für Hansel Arznei und Medizin eben nicht identisch. Medizin ist bloß was für nette Jungens.

Zur Erhöhung seines Selbstgefühls durfte Hansel, als er mit Fräulein Lisa einholen ging, die Flasche für das Rhizinusöl selbst tragen. Stolz reichte er sie dem Drogeristen über den Tisch: „Für mich!“ — Der sah ihn schmunzelnd an: „Na, da hast du ja was Feines! Paß mal auf, wie gut das schmeckt!“ Glücklicherweise ist Hansel noch so unverdorben, daß er Ironie gar nicht begreift, und so nahm er die Verfisherung des Drogeristen für heiligen Ernst — er begriff auch gar nicht, daß die zwei Brustkaramellen, die ihm der nette Mann schenkte, eine Art von Schmerzengeld darstellen sollten. Zu Hause blieb er brav und treu bei Fräulein Lisa in der Küche und verlangte nun nach seinem Köffel Rhizinusöl. Wir waren im Zimmer; etwas bänglich war mir doch zumute — würde die Illusion selbst über den ideoberträchtigen Geschmack des Rhizinusöls siegen?

Aber wahrhaftig — nach zwei Minuten kam Fräulein Lisa ins Zimmer und berichtete geradezu entgeistert: „Sowas is mir denn nu doch noch nich vorgekommen! Ich habe doch nu schon viele Kinder Rhizinus eingegeben, im Oskar-Helene-Helm und auch so... aber ohne Nasezuhalten haben sie nie geschluckt!“ Es kam aber noch schöner: Ein Kindertöfel voll sahien bei Hansel nicht zu wirken, wir sprachen davon, ihm vielleicht noch einen zu geben. Da kam Hansel selbst mit einer Medizinflasche angezogen und es wäre beinahe ein Unglück passiert — statt der Rhizinusflasche hatte er die effigjante Tonerde erwischt! Auf ausdrückliches und ernsthaftes Verlangen gab ich ihm noch „einen großen Köffel voll“. Weil der Tee zum Nachtrinken noch nicht süß war, behielt er das Rhizinusöl zwei Minuten lang in der Schnute — und wenn wir nicht aufgepaßt hätten, würde unser Herr Sohn am gleichen Tage die Buddel Rhizinusöl leer gemacht haben, denn „Ursache“ und „Wirkung“ waren ihm durchaus noch nicht klar, und die eigentümliche Bekerkhaftigkeit meines Sohnes hätte vielleicht die fürchterlichsten Folgen gehabt...!

Nun ist die Moral von der Geschichte freilich leicht zu finden, aber sie hat einen Nachteil: Es können nicht mehr alle Mütter aus ihr Nutzen ziehen. Ist in einem Kinde mal die Idee festgewachsen, daß Medizin immer schlecht schmeckt, und daß Einnehmen eine Sache ist, zu der man entweder überredet oder gezwungen werden muß, dann ist die Schlacht verloren. Von klein auf muß das Kind mit dem Begriff „Medizin“ den einer Leckererei verbinden; das dürfte nicht schwer sein, weil im allgemeinen die süße Hustenmedizin ja immer die erste ist; es schadet auch nichts, wenn man einen Köffel warmen Honig mal als „Medizin“ vorstellt. Bei dem 2/4 bis 3/4-jährigen Kinde tut es auch viel, wenn man die „Medizin“ als eine Anzelegenheit großer Leute vorstellt, denn man glaubt gar nicht, wie brennend gern so ein Purzel mindestens so groß wie ein Schutzjunge sein möchte!

„Nee — mit dem Jungen können Sie aufs Barilech gehen!“ sagte Fräulein Lisa bewundernd — und dabei fiel mir ein, wie schon einmal mein großes Mädel uneingeschränkte Bewunderung ein-

geheimst hatte, als es noch mein kleines Mädel war. Da setzte sie eines Tages meinen Zahnarzt in Erstaunen. Artig knigend stand die Sechsjährige von dem Sessel im Wartezimmer auf: „Herr Doktor, Sie möchten mir die Zähne nachsehen und plombieren, was nötig ist!“ Der sah sie furchtsom von der Seite an, als sei das kleine Mädel eine abgezogene Handgranate, die jeden Augenblick explodieren könnte. „Wo ist denn deine Mama? Wann kommt sie denn?“ — „Gar nicht, Herr Doktor, Sie sollen man immer los machen!“ Und freundlich lächelnd setzte sie sich auf dem Marterstuhl zurecht. Dr. P. setzte den elektrischen Bohrer an — Annelise muickte nicht, ließ sich mit vorbildlicher Ruhe Zement in ihren kleinen Zahn stopfen, stand dann auf, strich sich das Röschchen glatt und verabschiedete sich mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen!“ — ohne zu ahnen, daß sie dem Herrn Doktor ein geradezu unheimliches Besuch gewesen war. Denn wenige Tage vorher hatte er mir die Tür aufgemacht. „Ein Glück, daß sie kommen! Halten Sie doch bloß mal den verdammten Jungen fest! Ich ziehe nu schon seit anderthalb Stunden an ihm rum!“ — Und drin fand ich einen kleinen, bis zur Unkenntlichkeit verheulten dreijährigen Jungen und seine Mutter, die ihn dauernd in einem ästlich gefärbten Deutsch tröstete, aber nicht die Energie aufbrachte, den nun natürlich aus Leibesträften widerstrebenden Jungen wenigstens so lange festzuhalten, bis der Zahnarzt die Zange ansehen konnte. Die Wirtschafterin war verneigt, und so kam ich wirklich als Retter in der Not. Bald war der kleine, ganz verrotzte Zahn draußen und mein Zahnarzt wischte sich den Schweiß von der Stirn: „Bloß keine Kinder! So nich und so nich!“ Er ist nämlich hoffnungsloser Junggefell. Und darum erregte die Zumutung meines kleinen Mädchels, ihr ohne jegliche „Mama-Existenz“ einen Zahn zu plombieren, solch ein Entsetzen bei ihm. Auch er war der Meinung, daß man „mit dem Mädel auf'n Jahrmarkt gehen könnte“.

Und dabei war dieser „Triumph der Dressur“ doch auch nur auf zwei Tatsachen zurückzuführen: Erstens war dem Mädel der Zahnarzt nie als der „schwarze Mann“ geschildert worden — und zweitens hatten wir sehr genau aufgepaßt und die Badzähne plombieren lassen, als sich die ersten braunen Kariesflecken zeigten — das heißt, ehe das Mädel überhaupt kennen lernte, wie weh Zahnschmerzen tun können. Beides — aber besonders das erste ist wichtig. Wie oft erleben wir es heute noch, daß den Kindern mit dem Arzt geradezu gedroht wird! „Dann schneidet dir der Doktor den Bauch auf, das tut gräßlich weh!“ — „Denn muß dir der Doktor in'n Hals gucken, paß bloß mal auf!“ — und prompt heult das arme Wurm schon los, wenn sich der Arzt auch nur die Spiegelblende um die Stirn legt. Bei ernsthaften Ertränkungen, ja, schon bei einer leichten, fiebrigen Mandelentzündung kann aber eine solche Einstellung des Kindes manchmal zu schlimmen Komplikationen führen — schon der durch Strampelen und Heulen möglichst lange vereitelte Versuch des Arztes, in den Rachen zu sehen, läßt das Fieber oft um mehrere Grad steigen. Aber noch schlimmer: Diese Szenen, in denen das Kind zum Schluß ja doch immer der unterliegenden und vergewaltigte Teil ist, können den Grund zu schweren nervösen Störungen legen, an denen die kleinen Patienten noch lange leiden, wenn sie schon längst die Kinderscheibe ausgetreten haben.

R. Ewald.

Gaben für die Mutter.

Ueble Schreibers Kalender „Mutter und Kind“, der sich in der kurzen Zeit seines Bestehens schon viele Freunde erwerben konnte, ist für das Jahr 1930 zum dritten Male erschienen. Das Beste, was zum Lobe dieses wunderhübschen, in sich abgerundeten Werkchens gesagt werden kann, ist, daß es das Niveau auf der ganzen Linie hält. Aus jedem Blatt tritt dem Beschauer aus Wort und Bild mütterliche Einfühlungskraft und die besinnliche Sorgfalt entgegen. Mütter von Kindern aller Altersstufen werden auch in diesem Kalender wertvollste Winke und Anregungen zur Pflege und Erziehung finden; Urmütterweisheit verbindet sich mit dem Modernsten an Erkenntnis auf dem Gebiete der Säuglingshygiene und Erziehung, selbst die neue Blutgruppenforschung und die Freud'sche Psychoanalyse sind nicht vergessen. Zwei Serien ziehen sich durch den ganzen Kalender: „Erziehung des Kindes zur Hygiene“ und „Mütter und Kinder in aller Welt“. Die braunen, dunkeläugigen, von fremdartigem Reiz umspielten Kinderköpfchen aus Japan, Indien und Afrika werden das besondere Entzücken des Beschauers bilden. Der Preis des im Safari-Verlag, Berlin, erschienenen Kalenders beträgt 3 M. Wo irgend die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie ein bescheidenes Nippen an des „Lebens goldenem Ueberfluß“ gestatten, sollte der Mann dieses Werkchen der Mutter seiner Kinder unter den Weihnachtsbaum legen, Dank und Freude wird ihm gewiß sein.